



Die autonome Bewegung ist eine städtische Bewegung und dazu noch historisch auf einige (wenige) Zentren konzentriert: Frankfurt, Hamburg, Berlin und Göttingen alleine decken einen Großteil autonomer Geschichten, Mythen und Realitäten ab. Viele AktivistInnen in Dörfern und Kleinstädten, die sich autonomer Politik zugehörig fühlen, hat dies immer wieder vor Probleme gestellt, sowohl was die eigene Identität als Autonome als auch ihre politischen Mittel und Möglichkeiten betraf. Hans Glück erzählt im ersten Beitrag zu diesem Kapitel von seinen Erfahrungen als junger Autonome in einem kleinen Dorf. Im Anschluss daran folgen Interviews mit autonomen AktivistInnen, die sich im ländlichen Raum angesiedelt haben und dort Politik machen: Anita und Thorsten leben seit etlichen Jahren in der Altmark, Marek in einem Hausprojekt in Mecklenburg/Brandenburg. Abschließend widmet sich ein Interview einem vernachlässigten Thema, welches das Metropolendenken noch einmal in ein anderes Licht rückt: die Geschichte radikaler linker Politik in Ostdeutschland bzw. der DDR.

Hans Glück: »Im Dorf«

Als ich mich für die autonome Bewegung zu interessieren begann, war ich 17. Das war im Jahr 1989 und ich lebte in einem 1.000-EinwohnerInnen-Dorf an der bayrisch-österreichischen Grenze. Ich ging ins Gymnasium in einer 16 Kilometer weit entfernten Stadt mit 15.000 EinwohnerInnen. Dort gab es keine autonome Szene – vom Dorf ganz zu schweigen. Es gab in der Region noch nicht einmal eine richtige Punk-Szene. Die wenigen Punks, die es gab, vermischten sich notgedrungen – soll heißen: um totale soziale Isolation zu vermeiden – mit den Heavy-Metal-Gangs. Eine ironische Mischung, doch die Metal-Gangs waren die einzigen, die TeenagerInnen rebellische Identitäten anzubieten hatten. Politisiert waren diese nicht – und wenn, dann rechts.

Wie es zu meinem Interesse an der autonomen Bewegung kam, ist schwer zu sagen. Nachdem es keine Szene gab, wurde ich in keine eingeführt. Irgendwann in der Oberstufe entwickelte ich gemeinsam mit zwei MitschülerInnen ein Bewusstsein sozialer Ungerechtigkeit und den Wunsch, etwas dagegen zu unternehmen. Dazu kamen eine Faszination für die Geschichte des bewaffneten Kampfes und wirkungsvolle Bilder von Hausbesetzungen und schwarzen Blöcken. Linksradikale Politik wurde bald zu einer dreiköpfigen Leidenschaft und wir begannen, LehrerInnen wie MitschülerInnen mit antikapitalistischen und anarchokommunistischen Haltungen zu frustrieren. Außerdem wurden die Ausflüge nach München immer zahlreicher, um uns mit einschlägigen Punkplatten einzudecken.

Mit 18 übersiedelten wir alle in eine kleine Universitätsstadt. Dort gab es wenigstens eine kleine autonome Szene, und wir schlossen uns einer lokalen Gruppe eines überregionalen Publikationsprojekts an. Endlich fühlten wir uns als »richtiger« Teil der Bewegung.





Die Verbindungen zum Dorf blieben für einige Jahre aufrecht. Teils aus persönlichen Gründen, teils weil es dort leicht zugängliche Wochenendarbeit gab. Die Herausforderung, in einem Umfeld eine autonome Identität zu leben, in dem es keine autonomen Zusammenhänge gab, blieb also – zumindest partiell – bestehen, bis ich der gesamten Region mit 24 den Rücken kehrte. Ich finde es aus heutiger Sicht interessant, dass ich diese Herausforderungen damals weniger als Herausforderungen und mehr als Widersprüche sah. Es schien mir fast als »Verrat« an meiner so wichtigen und wertvollen autonomen Identität, dass ich mich regelmäßig in einen sozialen Kontext begab, der von plattesten Sexismen und Rassismen ebenso geprägt war wie von Stereotypen von »Chaoten« und »Unruhestiftern«, in dem zu 80% konservativ bzw. rechts gewählt wurde und in dem die katholische Kirche noch eine einflussreiche gesellschaftliche Macht darstellte.

Es gab immer eine Sehnsucht nach den »Szene-Ghettos« in Berlin oder Hamburg, Marburg oder Göttingen. Dort, so schien es, war die »richtige« autonome Bewegung zuhause – und in einem gewissen Sinne *nur* dort. Ich weiß, dass ich nicht der einzige war, der so dachte, und es wäre lächerlich zu leugnen, dass sich an diese Vorstellungen nicht Hierarchien innerhalb der Bewegung knüpften. Je länger Leute in diesen Städten gelebt hatten und »aktiv« waren, desto bedeutender waren sie innerhalb der Szene, desto wichtiger waren ihre Meinungen und Ansichten. Wie sollten wir, Kinder der Provinz, in Diskussionen mit gestandenen GenossInnen bestehen können? Das Einzige, was wir eventuell ins Rennen werfen konnten, waren militante Demoeinsätze (Wackersdorf, 1. Mai in Kreuzberg, Wiener Opernball), Verhaftungen und illegale Aktionen (solange sich diese transparent machen ließen). Hätten wir das nicht gehabt, hätten wir gleich das Maul halten können.

Heute finde ich es schade, so gedacht zu haben. Es ist um einiges schwieriger, autonome Politik zu machen, wo anfangs (fast) niemand auf deiner Seite steht, wo du dich in keine autonomen Alltagsnischen zurückziehen kannst, wo Infrastruktur erst aufgebaut werden muss und nicht auf dich wartet. Ich will nicht behaupten, dass es auch wichtiger ist, dort autonome Politik zu machen; aber es ist enorm wichtig – mindestens ebenso wichtig wie in den Zentren unserer Bewegung.

Wenn wir gesamtgesellschaftlich wirksam sein wollen, müssen wir Leute erreichen. Wir müssen dabei noch nicht einmal ihre Ansichten ändern (auch wenn das wunderbar ist und wir uns immer darum bemühen werden), aber Kontakte knüpfen und Vorurteile abbauen.

Wenn ich irgendwelche »Erfolge« nennen müsste, die ich in meiner »autonomen Politik am Land« hatte, dann fällt mir als erster ein, dass Leute anders auf die »Chaoten« der rechten Presse blickten, weil sie wussten, dass ich zu denen gehörte (und weder ein gewalttätiger Krawallmacher war noch von der Kommunistischen Partei bezahlt wurde). Außerdem hatte meine Präsenz einen spürbaren Einfluss auf den »öffentlichen Diskurs«. So ergab sich im lokalen Fußballverein – nach zahlreichen Diskussionen zu den





Themen Rassismus, Migration und Sozialschmarotzertum – eine Situation, wo ein verärgerter Blick genügte, damit irgendjemand den Rest der Runde erinnerte: »Der Hans ist hier, seid ruhig«. Natürlich impliziert dies einerseits, dass wahrscheinlich ungeniert Scheiße geredet wurde, wenn ich nicht dort war – andererseits impliziert es jedoch auch, dass es zumindest zu einer Art von Problembewusstsein, vielleicht sogar einem Grad von Scham, gekommen war. In jedem Fall bin ich überzeugt davon, dass dies erste Ansätze sind, Einfluss auf Menschen, ihr Denken und ihr Verhalten zu nehmen und, auf lange Sicht gesehen, die Änderung sozialer Strukturen möglich zu machen. Ich wünschte mir heute, diese Möglichkeiten damals mehr verfolgt und ausgeschöpft zu haben.

Ein Grund, warum dies nicht geschah, war freilich, dass solche Arbeit unheimlich schwierig und kraftaufreibend ist. Wie gesagt, ich schöpfte bei weitem nicht alle Möglichkeiten aus, und doch entzog ich mich diesen sozialen Zusammenhängen irgendwann endgültig. Ich halte – mit Ausnahme der Genossinnen meiner Schulzeit – keinen Kontakt zu irgendwelchen Bekannten meiner Kindheit aufrecht. Die Orte habe ich in den letzten fünfzehn Jahren strikt gemieden. Auch ich sehnte mich nach einer »Gemeinschaft Gleichgesinnter« und wollte nicht mehr so unmittelbar mit so vielem, was ich ablehnte, konfrontiert sein. Das heißt allerdings auch, dass der Grund für den Rückzug ein persönlicher war, kein politischer. Anders gesagt: politisch gesehen war der Rückzug schade, persönlich verständlich. Das gilt für alle GenossInnen in ähnlichen Situationen: Niemandem kann eine solche Entscheidung zum Vorwurf gemacht werden – und doch sind die Konsequenzen höchst bedauerlich.

Was mir geblieben ist, ist eine tiefe Abneigung gegen metropolenautonome Szenearroganz – auch wenn ich mich mittlerweile hauptsächlich in Metropolen aufhalte. Doch Tatsache ist: wir sammeln uns dort, nicht weil wir toll und stark sind, sondern weil wir nicht alleine sein wollen. Respekt gebührt den GenossInnen, die in Oberbayern, Südthüringen oder dem Friesland bleiben. Von diesen GenossInnen haben wir eine Menge zu lernen. Schließlich sind sie es, die aufgefordert sind, neue und spezifische Aktionsformen zu entwickeln. Hier ist Kreativität gefragt – und soziale Sensibilität. In dem Dorf, in dem ich aufwuchs, gab es weder leer stehende Häuser zu besetzen noch Polizeiposten zu stürmen, und zu irgendwelchen Anlässen verummumt die Straße runter zu rennen, hätte wenig Sinn gemacht. Außerdem gab es nicht den Luxus, sich sein soziales Umfeld aussuchen zu können. Wolltest du dich nicht völlig isolieren – und welcher Mensch mit politischen Ansprüchen kann das wollen? –, so kam es zwangsläufig dazu, dass du auch einmal mit einem Grenzbeamten, einem konservativen Gemeinderatsabgeordneten oder einem Kirchenangestellten plauderst. Das hieß nicht, deine Ansprüche zurückzuschrauben, deine Ideale zu verheimlichen oder deine politischen Vorstellungen zu kompromittieren. Aber es hieß manchmal tatsächlich, die einfachen Aufteilungen in »Gute« und »Böse« zu hinterfragen, die un-





sere Szene oft prägen und ihr einen elitären Anstrich verleihen. »Menschlicher« Kontakt schafft Unterschiede, die subtil sein mögen, aber wichtig sind – und, wie oben erwähnt, sie schaffen Möglichkeiten.

Diese Möglichkeiten sind nicht auf missionarische beschränkt – auch wenn dieser Text bisher den Anschein erweckt haben mag, geht es nicht nur darum, die Landbevölkerung »aufzuklären«. Abgesehen davon, dass genug Leute am Land durchaus radikale Gedanken pflegen – auch wenn sie anders artikuliert werden mögen, als wir es gewohnt sind –, liegen Potentiale in ländlichen Lebensgemeinschaften, die für autonome Politik durchaus anregend sein können. Damit meine ich nicht eine verschwommene »Nähe zur Natur«, die genug ideologisches Unheil im deutschsprachigen Raum ange richtet hat. (Auch wenn ländliches Leben natürlich ökologische Dimensionen eröffnet, die in urbanen Zusammenhängen um vieles schwerer zu realisieren sind; die autonome Bedeutung der Kommunenbewegung ist nicht zu vernachlässigen.) Ich meine vielmehr alltagssolidarische Netzwerke, die sich monetären Wirtschaftslogiken entziehen. Eine Reihe von Bekannten, mit denen ich in die Volksschule ging, haben mittlerweile Häuser, die in Kollektivarbeit gebaut wurden – sie halfen sich alle gegenseitig. Es gab zudem immer eine ganze Reihe von Dienstleistungen – von der Autoreparatur über das Haareschneiden bis zum Ofenbau –, die auf persönlicher und nicht auf Betriebs- oder gar auf Konzernebene organisiert wurden. Dies darf nicht mit einer unreflektierten Romantisierung von Schwarzarbeit verwechselt werden; die Diskussion um Steuergelder, gewerkschaftlich geschützte Arbeit usw. ist eine eigene. Aber wir haben es in jedem Fall mit lokalen, (relativ) unabhängigen Wirtschaftsgemeinschaften zu tun. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich Gustav Landauer mit diesen in Zusammenhang mit seinem Siedlungsmodell auseinander. Trotz der spärlichen Erfolge, die diese Auseinandersetzung nach sich zog, ist es vielleicht nicht zu spät, an diese Tradition anzuknüpfen und entsprechende Experimente zu wagen.

Die Frage, ob eine »autonome Szene« am Land möglich ist, hängt davon ab, was wir unter einer autonomen Szene verstehen. Bleibt die Ästhetik auf Tags und Crust-Punk beschränkt, wird es vielleicht albern – und den Leuten langweilig. Vielleicht ist »autonome Kultur« eine urbane Kultur – zumindest historisch würde das stimmen. »Autonome Politik« jedoch sollte, will sie ihren radikalen Ambitionen gerecht werden, überall möglich sein. An die Fragen realer Möglichkeiten schließt der folgende Beitrag an.

Interview mit Thorsten und Anita, zwei AktivistInnen aus der Altmark

Ihr wohnt nun schon einige Zeit in der Altmark. Was macht den Reiz aus, auf dem Land autonome Politik zu machen?

163

